Jugend im Volk

Beilage der Deutschen Rundschau in Polen | 10. 10. 1937 | Nr. 41

Horst Wessel.

Am 9. Oktober 1937, wäre Horst Wessel, der Freiheitskämpfer des neuen Deutschland 30 Jahre alt geworden.

In Bielefeld, auf westfälischer Erde, kam Horst Wessel am 9. Oktober 1907 zur Welt. Wenige Jahre später wurde sein Vater, der Pfarrer Dr. Ludwig Wessel, an die St. Nicolaigemeinde der Reichshauptstadt berufen. Von der ehrwürdigen Kanzel, von der einst schon der große Liederdichter Paul Gerhardt das Evangelium verkündete, predigte er Gottes Wort in schlichter, starker Sprache bis zum Ausbruch des Weltkriegs. Dann meldete er sich als erster deutscher Geistlicher freiwillig als Feldprediger an die Front.

Während der Kriegsjahre hat im Garten des Pfarrhauses am Jüdenhof Horst Wessel mit den ihm nachgeborenen Geschwistern Inge und Werner Krieg gespielt. Der Zusammenbruch des alten Deutschland wirft die ersten dunklen Schatten über diese hoffnungsfrohe deutsche Jugend. In nächster Nähe rattern die Maschinengewehre, krachen metallisch hart die explodierenden Handgranaten. Rote Binden am Arm verwegener Burschen erfüllen die Straßen mit Entsetzen.

Durch vier verschiedene Gymnasien wandert Horst Wessel in seinen frühen Jugendjahren. Er ist ein aufgeschossener, schlanker Junge, blondhaarig, braungebrannt, mit kühn gebogener Nase und hoher Stirn. Er ist ungewöhnlich begabt und überwindet spielend alle Schwierigkeiten des häufigen Schulwechsels. Mit Pistolen kann Horst Wessel als Sekundaner schon umgehen wie andere seines Alters mit Bleistift und Federhalter.

Die Unruhe der Nachkriegsjahre schafft frühreife Menschen. Mit 16 Jahren schon tritt Horst Wessel einem der nationalen Kampfverbände bei. Diese bündischen, durch vaterländischen Geist geschulten Gruppen ringen um Deutschlands Zukunft. Aber die durch Zersplitterung und teilweise kleinliche und selbstsüchtige Vorurteile bedingte Schwäche der Bünde offenbart sich in der Münchener nationalen Revolution vom 9. November 1923. Erbittert über ihr Versagen in jener schicksalschweren Stunde, in der Adolf Hitler das deutsche Volk neuer Einigung und neuer Staatsgesinnung zuzuführen versuchte, kehrte ihnen Horst Wessel den Rücken. Als einer der jüngsten Primaner besteht er die Reifeprüfung, läßt sich als Student der Rechte an der Berliner Hochschule einschreiben und tritt dem Korps Normannia bei.

Im Herbst 1926 schließt er sich endgültig der nationalsozialistischen Bewegung an. Im zweiten Berliner Sturm der SA wird er mit den Forderungen und Zielen der Partei völlig vertraut.

Das erbitterte, die treuen Kämpfer Adolf Hitlers im Innersten erregende Ringen um Deutschlands Erneuerung drängt in Horst Wessels Seele nach künstlerischer Gestaltung. Die Lieder Horst Wessels, von ihm gedichtet und vertont, klingen und singen in der SA, sie wehen über das schlafende deutsche Land und lassen manchen verwundert die Augen reiben. Und der politische Kampf geht weiter.

In den vielen Stunden, die Horst Wessel in dieser bewegten Zeit im Polizeigefängnis auf dem „Alex" verbringen muß, denkt er lange nach. In der Einsamkeit der Zelle müht er sich immer wieder um einen Plan, dem Führer Berlin zu erobern. Bei diesen Überlegungen erkennt er schließlich klar, daß es unbedingt notwendig ist, den Roten ihre Herrschaft über die Straße zu entreißen. Das wird sicher Opfer kosten, aber das ist jetzt gleichgültig, denn nur aus dem Kampf um die Straße kann schließlich der endgültige Sieg erwachsen. Und die Opfer, die Blutzeugen der Bewegung, werden dann nicht umsonst gefallen sein. Aus ihrem Blut wird einst das neue Deutschland auferstehen. In diesem Sinne wählt sich Horst Wessel als ihm eine Führerstelle angeboten wird, den Trupp 34 der Standarte V im Bezirk Friedrichshain. Es ist wahrlich keine leichte Aufgabe, die er sich damit selbst gestellt hat. Denn außer Neukölln und dem Wedding ist vor allem der Bezirk Friedrichshain noch immer das ureigene Herrschaftsgebiet der kommunistischen und marxistischen Massen. Und der Trupp, den Horst Wessel übernimmt, macht einen dementsprechenden, denkbar schlechten Eindruck. Mehr Geheimbund als Kampftruppe lebt er halb im Verborgenen. Das muß jetzt anders werden, gelobt sich Horst Wessel und beginnt zu arbeiten.

In seinem neuen Wirkungskreis geht er vollständig auf. Er bemüht sich um jeden einzelnen Mann, lernt seine persönlichen Verhältnisse, seine Gedanken und seine Wünsche kennen, ob Dienst oder nicht, er verbringt seine Abende im Sturmlokal und pflegt die Kameradschaft.

Zwischendurch arbeitete er als „Schipper" auf einer Baustelle der Untergrundbahn, aber nach wie vor wirbt Horst Wessel eifrig für die Bewegung. Und wenn ihn nach der schweren körperlichen Arbeit auf der Baustelle die Erschöpfung fast übermannt, versäumt Horst Wessel doch nie den täglichen Besuch bei seiner Mutter im Pfarrhaus. Im frühen Winter des Jahres 1929 erleidet sein Bruder Werner mit einigen Kameraden seines Sturms bei einer Schneeschuhfahrt durchs Riesengebirge den Tod.

Der Tod des Bruders erschüttert den jungen Körper Horst Wessels — aber er ringt sich wider Erwarten zur Genesung durch.

Was nun, das ist die erste Frage. Pläne tauchen auf und werden verworfen. Das schon so oft zurückgestellte Studium müßte eigentlich einmal abgeschlossen werden. In Bonn? In Greifswald? Aber das hieße ja, sich von den Kameraden trennen. Und das ist unmöglich. Sie haben ihm ihr Vertrauen geschenkt, er wird sie nicht enttäuschen. Mit ganzem Herzen hängt Horst Wessel an seinem Sturm. Den hat er im steten Kampf mit den übermächtigen Gegnern aufgebaut, Mann für Mann hat er ihn den Kommunisten abgetrotzt und abgerungen. Der ist sein eigenstes Werk, das wird er nicht im Stich lassen. Horst Wessels Entschluß ist gefaßt. Mögen ihn die wohlmeinenden Freunde auch weiterhin bestürmen, Berlin zu verlassen, er wird dennoch bleiben. Er fühlt und weiß, daß er auf wichtigem vorgeschobenen Posten steht, daß ihn, den „Schrecken des Ostens", der Haß der Kommunisten umdroht, aber die Gefahr schreckt ihn nicht. Vor ihr zurückzuweichen wäre Fahnenflucht, unwürdig eines Kämpfers für Adolf Hitler und dessen hohe Ziele.

Nur in einem gibt Horst Wessel dem Drängen der Kameraden nach. Das Zimmer bei der Kommunistenwitwe Salm wird er aufgeben und wieder zur Mutter ziehen. Man soll in der Gefahr seinen Mann stehen, aber man soll sie nicht herausfordern. Im letzten entscheidenden Kampf wird man alle Kräfte notwendig brauchen, man soll sie nicht in Tollkühnheit nutzlos vergeuden. Am späten Abend des 14. Januar 1930, von seiner schweren Krankheit kaum genesen, kehrt Horst Wessel noch einmal in sein Zimmer in der Frankfurter Straße zurück. Er will nur seinen Koffer packen und dann ins Elternhaus zurückkehren. Als er seiner Wirtin, der Witwe Salm, mitteilt, daß er beabsichtige, noch am gleichen Abend auszuziehen, da hastet sie in aller Eile aus dem Haus und läuft schnurstracks nach der Dragonerstraße, wo sie in einer Gastwirtschaft die übelsten Raufbolde der Kommunisten versammelt weiß. Schon längst haben die kommunistischen Führer beschlossen, Horst Wessel zu beseitigen. Jetzt scheint den Verschwörern der rechte Augenblick gekommen. Schnell holen sie noch Verstärkung aus der Mulackstraße, dann ziehen sie, 16 Mann hoch, nach der Frankfurter Straße. Dort teilen sie sich, die eine Hälfte steht am Tor auf der Straße Schmiere, die andere Hälfte folgt der Witwe Salm in ihre Wohnung. In der Küche wird nochmals Kriegsrat gehalten. Die Weiber hetzen: „Jetzt, wo es endlich so weit ist, wollt ihr feige sein. Ihr braucht wirklich keine Angst zu haben, der Kerl ist noch ganz schlapp. Das Schwein hat doch vierzehn Tage im Bett gelegen!" Endlich faßt das Gesindel Mut, ein häßliches vertiertes Frauenzimmer klopft an Horst Wessels Tür. Der ruft: „Herein!", schließt auf — Schüsse krachen, Horst Wessel bricht mit zwei Kugeln im Kopf blutend zusammen.

Im Pfarrhaus in der Jüdenstraße wartet indessen die Mutter auf ihren Sohn. Um 9 Uhr spätestens wollte er wieder zu Hause sein. Er kommt nicht. Plötzlich klingelt der Fernsprecher: Frau Dr. Wessel möge ins Krankenhaus am Friedrichshain kommen, es sei ein Unglück geschehen. Die Mutter steht starr. „Lebt er noch?" ist ihre erste verzweifelte Frage. „Ja, er lebt noch", klingt es zurück, dann wird es still. In jagender Eile laufen Mutter und Schwester ins Krankenhaus. Als sie dort ankommen, sehen sie gerade noch, wie Horst Wessel auf einer Bahre in den Operationssaal getragen wird. Jede Minute ist kostbar. Die Operation verläuft gut, aber der behandelnde Arzt gibt dennoch wenig Hoffnung. Die Zunge ist der Länge nach gespalten, die Kugeln sitzen noch im Kopf und Hals und können vorläufig nicht entfernt werden. Dennoch scheint es, als ob die ungewöhnlich zähe Natur Horst Wessels auch diese furchtbare Verwundung bezwingen würde. Sein Zustand bessert sich allmählich, und frohe Hoffnung keimt in Tausenden von Herzen auf.

Auch die Kommunisten erfahren von dem langsamen Genesen Horst Wessels, und sie beschließen, den anscheinend doch nicht gelungenen Meuchelmord zu vollenden und Horst Wessel „fertigzumachen". Mit Handgranaten bewaffnet, dringt eine Rotte dieses Gesindels in den Garten des Krankenhauses ein, wird jedoch von dem glücklicherweise noch rechtzeitig alarmierten Sturm wieder hinausgejagt. Die Empörung der Kommunisten über diesen Mißerfolg macht sich Luft in wüstem Geschrei. „Nazi verrecke", klingt es bis in Horst Wessels Krankenzimmer. Starke SA-Wachen beschützen von dieser Stunde an Tag und Nacht das Lager ihres todkranken Sturmführers.

Horst Wessels Genesung ist inzwischen fortgeschritten, er freut sich schon auf den kommenden Frühling, da tritt am 15. Februar die von den Ärzten schon immer befürchtete Blutvergiftung ein. Ihr zu widerstehen, ist dem völlig entkräfteten Körper nicht mehr möglich. Das Fieber rast durch seine Adern, in Schmerz verzerrt sich das schmale blutlose Gesicht. In seinen Phantasien ist Horst Wessel noch

Das Lied vom Volk

Von Wolfram Brockmeier

Du bist die Kette ohne Ende,
ich bin nur Deiner Glieder eins;
was ich beginne, was vollende,
ist nur Vollendung Deines Seins.

Wer für Dich fällt, stirbt nicht vergebens,
Du trägst ihn in die Ewigkeit,
so sind wir Pfänder Deines Lebens
und Bürgen Deiner Herrlichkeit.

Du hast uns längst, eh wir geboren,
genährt mit Deinem heil'gen Blut;
so sind wir ewig Dir verschworen
als Deines Lebens sterblich Gut!

Graf Luckners schönstes Abenteuer.

Eine Schnurre,

erzählt von Hans Fahrwohl.

Als ich eines Tages in Newyork durch die Hafengegend schlenderte, gelangte ich in jene volkstümlichen Straßen, wo die Matrosenkneipen liegen. Aus einer hörte ich deutsche Worte. Ich trat neugierig ein, setzte mich zu den blauen Jungen und trank Whisky mit ihnen. Sie erzählten allerlei tolle Geschichten. Die tollste von allen war diese, die ich berichte. Ein verschmitzter Graubart gab sie zum besten.

„Kinder, ihr kennt den Grafen Luckner", sagte er — „welcher deutsche Seemann kennt ihn nicht? Er hat im Weltkrieg die verwegensten Dinge vollbracht, und die Feinde waren wie die Schießhunde hinter ihm her — immer umsonst, denn keiner konnte ihn greifen. Einmal, lange nach dem Weltkrieg, hatte Luckner eine ernste Sache mit einem amerikanischen Löwen zu bestehen. Auch diesem gelang es nicht, ihn zu fassen. Das ist eine höchst sonderbare Geschichte.

Luckner fuhr auf seiner Jacht, die ihn schon in alle Teile der Welt geführt hat, gemütlich an der Westküste Afrikas entlang. Er kam in eine Gegend, die ihm besonders gefiel. Riesige Palmen ragten am Ufer, bunte Vögel mit breiten Flügeln flogen von Baum zu Baum, und ein blendend weißer Sandstrand zog sich verlockend am Meer hin. Luckner ließ Anker werfen, brachte die Schaluppe zu Wasser und fuhr allein hinüber. Er bummelte beschaulich auf dem Strand herum und sah den flatternden Vögeln zu, die Hände in den Hosentaschen, die Tabakpfeife im Mund.

Plötzlich geschah etwas Unerwartetes. Ein gewaltiges Brüllen erhob sich, ebbte ab und setzte noch einmal ein. Graf Luckner erschrak, denn das war ein Löwe. Er blieb stehen. Er hatte keine Waffe bei sich — kein angenehmes Bewußtsein in solchem Augenblick, der Teufel weiß es. Während der Graf noch überlegte, was er machen sollte, sah er zu seinem Schrecken, wie sich vor ihm die Zweige eines Tamarindenstrauches auseinanderbogen — und der Löwe trat ins Freie.

Es war ein gewaltiges Vieh mit wunderbarer Mähne. „Ein Bulle", dachte der Graf, „hätte ich doch meine Flinte bei mir!"

Dem Löwen war es lieb, daß der Graf keine Flinte bei sich hatte. Er riß das Maul auf, so daß sein ungeheurer, feuerroter, Schlund sichtbar ward, brüllte noch einmal aus Leibeskräften, dann duckte er sich und schlich den Grafen an. „Was tue ich?", dachte der und stand starr wie eine Bildsäule. Eine verzweifelte Lage, man muß es zugeben. Der Löwe kroch ein Stück heran, dann erhob er sich jäh zu einem wohlgezielten Sprung.

Der Graf nahm ihn an. Er hatte sich blitzschnell zwei Schritte nach vorn bewegt, dann duckte er sich tief. Das Löwenvieh war gerade im Begriff, über ihn wegzuspringen — da packte es der Graf mit Aufbietung seiner ganzen Kraft am Schwanz und wirbelte es wie toll um seinen Kopf herum, so daß dem Unglückstier Hören und Sehen verging! Der Graf ließ nicht ab, das vor Entsetzen brüllende Tier wie einen Bund Flicken um seinen Kopf herumzuwirbeln. Auf einmal gab es einen kurzen, schmatzenden Ton, und siehe: der Graf hielt nur noch den Schwanz des Wüstenkönigs in der Hand. Der Löwe aber sprang wie vom Satan gejagt, dem nächsten Tamarindenstrauch zu, unter dem er kläglich wimmernd, verschwand.

Da stand nun Luckner, betrachtete den goldgelben Löwenschweif in seiner Hand und lachte aus vollem Halse. Er stieg in seine Schaluppe, steuerte zur Jacht zurück, und zum Abendessen ließ er aus dem Bauch des Schiffes eine Flasche guten deutschen Sekt heraufholen, die er mit besonderem Behagen trank.

Kinder, diese ebenso wahre wie merkwürdige Geschichte ist noch nicht zu Ende. Denn ungefähr zwei Jahre später kam Luckner mit seiner Jacht noch einmal in jene Gegend Afrikas, und als er wieder die ragenden Palmen und die bunten, flatternden Vögel mit den großen Flügeln sah, packte ihn die Sehnsucht, noch einmal auf dem weißen Strande zu lustwandeln, und er ließ die Schaluppe zu Wasser, genau wie damals. Genau wie damals rauchte er seine Pfeife und hielt die Hände in den Hosentaschen, während er behaglich über den Strand dahinbummelte. Aber nun geschah etwas, womit er nicht gerechnet hatte. Genau wie damals nämlich sah er zu seinem Entsetzen, wie sich vor ihm die Zweige eines Tamarindenstrauches auseinanderbogen — und ein Löwe trat ins Freie.

„Satansvieh", murrte Luckner ärgerlich, „da bist du wieder!" Er war schnell zu erkennen, statt des Schwanzes zeigte er einen Stummel, es war der alte Halunke von damals! Luckner war wieder ohne Waffen. Der Löwe duckte sich schon. Da flog dem Grafen noch rechtzeitig ein genialer Gedanke durchs Hirn: er reckte energisch den Arm in die Luft und wirbelte ihn mit aller Macht um seinen Kopf herum, womit er dem alten Feinde zeigen wollte, daß jene üble Geschichte damals in dieser Weise ausgetragen worden war . . .

Der Löwe begriff sofort. Die Erinnerung stieg wie ein Alpdruck in ihm auf — ja, jene schreckliche Gestalt da auf dem Strande war es, die ihn damals auf so höllische Art behandelt und ihm den Schwanz aus dem Leibe gerissen hatte. Grauen überfiel ihn. Er hätte in seiner Angst am liebsten den Schwanz zwischen die Beine gekniffen, aber das konnte er nicht, denn er hatte keinen mehr. Er erhob sich schweigend und trottete beschämt, mit furchtsam zurückgewendetem Kopf, heimwärts in den Busch.

Luckner blies eine üppige und phantasievolle Wolke aus seiner Tabakspfeife, setzte sich in die Schaluppe und fuhr wieder an Bord. Und wieder ließ er einen guten deutschen Sekt aus dem Bauche des Schiffes heraufholen, aber diesmal nicht nur eine Flasche, sondern eine richtige Batterie, denn er lud die ganze Besatzung des Schiffes ein. Alle rissen Mund und Nase auf, als er sein großartiges Erlebnis berichtete, während man mit leichtem Winde neuen Abenteuern entgegenfuhr."

immer bei der Truppe. „5. Sturm — fertigmachen!“ befiehlt er mit letzter Kraft. „Im Gleichschritt — marsch!“ Immer seltener werden jetzt die Stunden ruhiger Besinnung, es geht sichtlich dem Ende entgegen. Noch zum letztenmal tritt Dr. Göbbels an das Bett des treuen Kämpfers und überbringt die Grüße des Führers. Da funkeln noch einmal die Augen im alten Glanz, dann senkt sich langsam das Dunkel des Todes darüber. Der frühe Morgen des 23. Februar 1930 erlöst Horst Wessel von aller Qual.

Der ideale Lehrer.

In Kopenhagen unternahm der Direktor eines Gymnasiums bei seinen älteren Schülern eine Rundfrage über das Thema: „Was haben Sie an Ihrem Lehrer auszusetzen?“ Niemand brauchte seinen Namen unter sein Schriftstück zu setzen, um so nicht Gefahr zu laufen, von dem kritisierten Lehrer in Zukunft nun besonders „beachtet“ zu werden.

Die Idee, Schüler einmal über ihre Lehrer urteilen zu lassen, mag für manchen Außenstehenden eines gewissen Reizes nicht entbehren. Ob diese Methode aber vom pädagogischen Standpunkt aus betrachtet, richtig ist, wollen wir dahingestellt sein lassen. Jedenfalls haben sich, was leicht zu verstehen ist, die Schüler eines dänischen Gymnasiums höllisch gefreut, als man ihnen Gelegenheit bot, nun einmal ihrem Lehrer die Zensuren auszustellen, die sie sonst von den gestrengen Professoren erhalten. „Was gefällt Ihnen an Ihrem Lehrer nicht, was haben Sie auszusetzen, und wie stellen Sie sich den idealen Professor vor?“ Auf diese Fragen hatten die zahlreichen kleinen und großen Schüler zu antworten. Es ist einmal interessant, den Lehrer in der Gedankenwelt seiner Schüler kennen zu lernen und zu erfahren, was die kindlichen Gemüter während der Schulstunden beschäftigt.

„Warum trägt Herr Dr. Olassen seit drei Jahren täglich die gleiche Krawatte?“ beschwert sich ein Tertianer. „Wir wollen einen modernen Lehrer haben, der sich für einen Sporthelden oder Filmstar begeistern kann und auch einmal mit uns einen Schlager singt!“ — „Der Lehrer soll kein unnahbarer Beamter sein“, meint ein Schüler der Oberprima, „er soll sich um unsere Sorgen und Wünsche auch außerhalb der Schulzeit kümmern, soll uns in Berufsfragen beraten und mehr Verständnis für die Alltagsfragen aufweisen.“

„Mir gefällt an Herrn Andersen nicht, daß er immer so ernst in das Klassenzimmer kommt“, ist das Urteil eines „Herrn“ aus der untersten Schulklasse. „Warum lacht Dr. Andersen nicht mit uns?“ — „Ich finde, ein Lehrer muß die Fußballregeln genau so kennen wie unregelmäßige Verben oder mathematische Aufgaben. Erst dann wird er zu uns gehören und unsere Ansichten verstehen.“ — „Herrn Dr. Nielsen würde ich als Direktor sofort entlassen“, erklärt ein unbekannter Gymnasiast. „Er hat kein Verständnis für einen kleinen Scherz, und wenn wir lachen, wird er ganz böse. Ich stelle mir den idealen Schulprofessor ungefähr so vor: modern und sauber gekleidet, streng und gerecht, mit einem großen Allgemeinwissen, für Theater und Konzert begeistert, und den Sonntag auf dem Sportplatz als Zuschauer verbringend.“

Zahlreiche Wünsche kommen in den unzähligen Zuschriften der Schüler zum Ausdruck. Hier beschwert sich einer, daß sein Lehrer kein Tierfreund sei, dort gefällt einem andern nicht, daß der Professor immer so hohe große steife Kragen trägt, die doch heute gar nicht mehr modern sind. Ein dritter ist verwundert darüber, daß sein Lehrer so viele Fremdworte gebraucht, die bequem durch Ausdrücke der Muttersprache zu ersetzen wären.

„Unser Lehrer riecht immer so schrecklich nach Zigarrenrauch“, erzählt ein junger Mann aus der Sekunda, der sich auch darüber beschwert, daß sein Lehrmeister stets die gleichen Zitate und Redensarten gebraucht. Es ist eine lange Liste von möglichen und unmöglichen Beschwerden, die kürzlich in das Direktionszimmer des Kopenhagener Gymnasiums den Weg fand. Zensuren, die die Schüler den Lehrern gaben . . .

Appell des Kultusministers
an die Hochschuljugend

Der Beginn des Hochschuljahres hat den polnischen Kultusminister Swiętosławski veranlaßt, über den Rundfunk zur Hochschuljugend zu sprechen. Man muß zugeben, daß diese Ansprache von aufrichtiger Sorge um die Jugend erfüllt war. Im Gegensatz zu den zur Zeit des Kultusministers Jedrzejewicz üblichen Warnungen und Drohungen stellte sie einen Appell an die Ehre der Jugend und an ihr Verständnis für die wesentlichen Bedürfnisse des Staates dar.

„Vor uns steht“, so sagte der Minister, „eine der wichtigsten Aufgaben, damit die Hochschulen Mittelpunkte einer ehrlichen ununterbrochenen Arbeit seien, daß sich eure Studien friedlich abwickeln können und daß gleichzeitig die wissenschaftliche Tätigkeit eurer Professoren und des ganzen Lehrpersonals gewährleistet sei. Leider waren die letzten beiden Jahre der akademischen Arbeit eher eine Verneinung dessen, was wir alle im Namen des allgemeinen Wohls und der Entwicklung Polens gewünscht hätten. Um die Entwicklung der wissenschaftlichen Arbeit sicherzustellen, ist eine dauernde Atmosphäre des Friedens an allen Hochschulen erforderlich.“

Der Minister gab zu, daß die Lage der Jugend schwer sei und sichert ihr eine objektive Hilfe zu, ohne jemand zu bevorzugen. Dabei versprach Herr Swiętosławski eine vollkommene Besserung der Verhältnisse. Er will das akademische Leben aus dem Sumpf herausholen, in den es geraten ist. Davon zeugen seine folgenden Worte:

„Ich möchte noch erwähnen, daß im laufenden Jahr im akademischen Leben Änderungen eingetreten sind, welche die endgültige Normierung des akademischen Lebens beeinflussen müßten. In Kraft getreten ist das novellisierte Gesetz über die akademischen Schulen, und auf Grund der im Sejm erfolgten Ankündigung wird in der nächsten Zeit eine neue Verordnung über die studentischen Verbindungen erlassen werden. Bei der Formulierung der neuen Rechtsbestimmungen werden die Wünsche berücksichtigt werden, die von den Hochschulsenaten geäußert werden. Der Zweck der Einführung dieser Änderungen ist die Schaffung von Rechtsgrundlagen, die eine bessere Regelung des akademischen Lebens ermöglichen.“

Zum Schluß beschäftigte sich Professor Swiętosławski noch mit den Versuchen politischer Parteien, auf die Hochschuljugend Einfluß zu gewinnen. Ein Teil der Flugblätter, mit denen die Jugend überflutet werde, sei von offenen Feinden Polens verfaßt, die lediglich Verwirrung stiften wollten. In den meisten Fällen habe man es mit unwahren und demagogischen Argumenten zu tun. Der Minister forderte die Jugend auf, sich dieser Aktion gegenüber kritisch einzustellen. Wer den wahren Stand der Dinge erfahren wolle, solle sich offen an die akademischen Behörden wenden und dann objektiv urteilen.

Zeitwende

Vergang'ner Tage Tafeln sind zerschlagen
Und härterem Gesetz gehorcht die Zeit.
Was wir an Sorgen durch die Stunden tragen,
Das wird einmal der Enkel Seligkeit.

Wo wir in harter Fron uns heute mühen
Und bange hoffend vor den Saaten stehn,
Dort werden Kommende im Abendglühen
Segnend durch erntereife Felder gehn.

Feiglinge wähnten gestern noch das Ende.
Wir Starken hoben in die Nacht das Licht,
Daß in das Dunkel heil'ger Zeitenwende
Des neuen Morgens erster Schimmer bricht.

Max Zweigelt.

Das Klassenbuch.

Von Herbert Scheffler.

Ich wüßte kein Stück des Klassenzimmers, das vor uns sicher gewesen wäre. Der nasse Schwamm war das beliebteste Wurfgeschoß, die länglichen Lederkissen, die den Winter über vor den Fenstern lagen, waren für die großen Klassenschlachten unentbehrlich, ihre Durchschlagskraft sicherte den Sieg und ihr unermeßlicher Staub den Humor. Im Papierkorb erzeugten wir chemische Dünste, das Katheder des Lehrers wackelte eines Tages zum Verrückwerden, weil wir unter eine Ecke des Aufbaues, worauf es stand, ein Holzstück gelegt hatten.

Nur das Klassenbuch war unantastbar. Schwarz lag es auf der schwarzen Pultplatte, in dem Umschlagdeckel war mit Goldschrift die Nummer der Klasse eingepreßt. Es enthielt die Berichte der Lehrer über ihre Stunden, über den bewältigten Stoff, über die Hausaufgaben, aber auch eine Spalte „Besondere Bemerkungen“, die nach stillschweigendem Übereinkommen dazu diente, unsern besonders schweren Sünden ein trauriges Andenken zu sichern. Warum hat man als Ausgleich zu diesem Schwarzbuch niemals ein Goldbuch erfunden, das unsere besonderen Verdienste aufbewahrte? Wollte man von vornherein klarstellen, daß die Gerechtigkeit des Lebens sich durchaus nicht decke mit der in so manchem Aufsatz behandelten poetischen Gerechtigkeit?

Die Aufsicht über das Sündenregister führte der Klassenlehrer. Wer dreimal eingeschrieben war, konnte sich darauf gefaßt machen, daß seine Eltern einen blauen Brief bekamen. Zeigte er Reue und Zerknirschung oder konnte er sie überzeugend genug spielen, so gelang es ihm zwar, die Benachrichtigung der Eltern hinauszuschieben, dafür aber hing ihm die Drohung um so dichter über dem Kopf. Die allgemeine Ansicht ging dahin, den häuslichen Krach, den der blaue Brief ja meistens erregte, kurz und tapfer hinunterzuschlucken, um dann wieder freie Hand zu haben. Es war eine Art Kuhhandel, bei dem der Gewissenspunkt durchweg an letzter Stelle stand.

Übrigens schlug der Ernst der Angelegenheit oft genug in hellste Heiterkeit um. Unser Mathematiklehrer brachte es als erster und einziger fertig, kurzerhand die ganze Klasse einzuschreiben, er notierte tatsächlich: „Die ganze Klasse unbeteiligt am Unterricht“. Als einige Ehrgeizige widersprachen, wurden sie noch besonders wegen „ungehörigen Benehmens“ eingeschrieben. Der Klassenlehrer sah, las und lächelte. Er verwies die Übertreibungen seines naturwissenschaftlichen Kollegen in das Reich des Humors, und wir zögerten nicht, ihm das kräftig zu bestätigen.

Derselbe Mathematiklehrer leistete sich noch etwas anders. Ein Schüler, nennen wir ihn Hornemann, konnte seine Aufgbe nicht, er entschuldigte sich damit, es sei schon spät gewesen und sein Vater habe gesagt, er solle jetzt aufhören. Nach der Stunde stand im Klassenbuch: „Hornemanns Vater träge“. Wir hätten dem Mathematiklehrer für diese neue Art von Tadel am liebsten einen Fackelzug gebracht!

Die Mitteilung an die Eltern war kurz; trocken wurden die Tadel aufgezählt und um Abhilfe gebeten. Dabei geschah es einem wackeren Altphilologen, daß er schrieb: „Ihr Sohn hat sich dreimal einen Tadel im Klassenbuch zugezogen; einmal ertappte man ihn bei Verwendung verbotener Übersetzungen, einmal war er unaufmerksam und einmal fortgesetzt träge.“ (Übrigens war das Wort „faul“ verpönt, nur die technischen Lehrer redeten von „fauler Bande“, die anderen sagten „träge Knaben“.

Mit den Jahren verlor der Tadel im Klassenbuch seine Wirksamkeit, der junge Mensch begann sich selbst wichtigere Tadel und Lobe zuzuteilen. Was schon vorher dunkel im Gefühl gesessen hatte, rückte jetzt klarer in die Bereiche der Überzeugung: Jede Strafe bedarf der inneren Zustimmung des Sträflings, um sie wirklich zu vollstrecken. Die Diktatur der Strafe ist gebrochen in dem Augenblick, wo wir fähig werden, die Strafe, die uns nicht findet, zu suchen. Gedanken, die über das bloße Denken schon hinausgriffen, die ausgetragen sein wollten in der Entwicklung eines selbstgeführten Lebens.

Wie ein Igel ein „Swinegel“ wurde.

Von **Wilhelm Scharrelmann.**

Daß jemand ein Spitzname angehängt wird und er ihn zu seinem Verdruß und stillen Ärger mitunter sein Lebtag nicht wieder los wird, braucht man niemand erst groß zu erzählen. Der Betroffene pflegt dabei meistens auch ganz gut zu wissen, weshalb die Spottlust ihn so ausgezeichnet hat, und unter den Tieren ist es damit nicht viel anders. Denn wenn beispielsweise der Igel heute in Stadt und Land einen wenig schönen Namen trägt, so hat das nicht nur darin seinen Grund, daß er einem Borstenvieh von außen ähnlich sieht — er hat auch einmal Anlaß dazu gegeben, ihn aus einem anderen Grunde einen „Swinegel“ zu schelten — und das kam so:

In einer jener hellen Mittsommernächte, die niemand recht schlafen lassen, entstand einmal unter den Tieren, die auf der Diele einer alten Moorbauernkate beieinander waren, ein Streit, wer von ihnen das klügste sei, und da kein Ende des gegenseitigen Hickhacks abzusehen war, kam man zuletzt überein, die Sache dadurch zu entscheiden, daß man sich gegenseitig Rätsel aufgeben wolle. Wer eines wisse, das keines von allen raten könne, solle Sieger sein.

Putliput, die alte Gluckhenne, die schon manchen Satz Eier ausgebracht hatte und in gleichem Bemühen auch jetzt wieder in ihrem Nest an der Diele saß, kam sich dabei so wichtig vor, daß sie es für ganz selbstverständlich hielt, wenn sie als erste begann.

„Tuck—tuck—tuck!“ gakelte sie. Ich weiß ein Ding, das niemand raten soll.“

„Herut dormit, ol' Gakelsnut!“ rief der Igel, der unbemerkt durch das Hühnerloch ins Haus geraten war und so die Verabredung mit angehört hatte.

Der Hund fuhr freilich wie ein Ungewitter auf ihn los, merkte aber bald, wen er vor sich hatte, und hütete sich, ihn anzurühren. Er hatte sich an dem alten Zaunkrüper schon einmal die Schnauze verbrannt und zog es vor, es nicht noch einmal zu probieren.

„Lat em man, Cäsar!“ redete ihm die Henne zu. „Min Radels schall em woll dat Mulf stoppen! Hört mit to:

Dat geit nich un dat steit nich,
dat itt nich un dat drinkt nich,
dat meest nich und dat stinkt nich!
Wenn ick dat ober hebben will,
dat dat geit un dat dat steit,
dat dat itt un dat dat drinkt,
dat dat meest un dat dat stinkt —
denn geit dat un denn steit dat,
denn itt dat un denn drinkt dat,
denn meest und denn stinkt dat!
Segget mi, wat is dat?“

„Kockock-Ei — de Pott is twei!“ schrie der Igel höhnisch, kaum daß die Henne mit ihrem Rätsel zu Ende war.

Da brauchte sich ja nun niemand mehr über die Lösung den Kopf zu zerbrechen, und wenn sich die Henne auch über den vorlauten und ungebetenen Gast ärgerte, daß ihr der Kamm blaß wurde, wollte sie sich doch ihre Enttäuschung nicht merken lassen und kuschelte sich nur dichter wieder auf ihre Eier.

Nun war die Katze an der Reihe, und da sie beim Küster aufgewachsen war, meinte sie, daß es vornehmer sei, wenn sie ihr Rätsel hochdeutsch sage und so ein Störenfried wie der Igel sie dann auch nicht verstehen werde, schlang ihren Schwanz um die Beine und fragte:

„Wieviele Rattenschwänze muß man haben, wenn man den Mond damit an die Erde binden will?“

Im Vertrauen darauf, daß niemand ihr Rätsel lösen werde, wollte sie allen Zeit zum Nachdenken geben und dabei ihren Triumph in Ruhe genießen, als der Igel auch ihr wieder den Spaß verdarb.

„Eenen! He mutt blot lang genog sin!“ rief er.

Der Hund, der schon damals die Katze nicht leiden konnte, gönnte ihr den Hereinfall, und da er ihr noch eins dazu auf den Buckel geben wollte, setzte er sich auf die Hinterbacken und fragte:

„Dat süht ut at 'n Katt, hett 'n Kopp as 'n Katt, Poten as 'n Katt, muust as 'n Katt — un is doch keen Katt! Wat is dat?“

„Ol' Puskatt ehr Brögam — de Kater!“ schrie der Igel und schlug vor Übermut einen Purzelbaum.

Darnach hielten es alle für besser, wenn sie ihren Wettstreit ein andermal austrügen und damit auf einen Abend warteten, wenn der Bauer nicht wieder vergessen hatte, das Hühnerloch zu schließen, und sie hübsch unter sich sein würden. Nur den Igel störte der Unwille, den er hervorgerufen hatte, nicht im mindesten, und vergnügt begann er nun mit den Rätseln, die er selber auf der Pfanne hatte.

„Wer hät dat grötste Taschendook?“ fragte er, und da ihm keines darauf antwortete, konnte er die Lösung selber geben und hätte so den Streit gewonnen gehabt, wenn er nur dazu zugelassen gewesen wäre.

„Dat büst du, ol' Putliput!“ rief er der Henne zu. „Dur wischt di jo de Näs' an de Eerd af!“

Aber die Henne überwand sich und schwieg.

„Un wo verdarwt dat Peerd den Buern den Hawer?“ rückte er übermütig mit einem neuen heraus.

Aber schon die Frage brachte den braven Ackergaul, den der Bauer im Stall hatte, so auf, daß er vor Zorn mit den Hinterhufen an die Stallwand schlug. War denn auch eine solche Frechheit zu glauben? Wo, um alles in der Welt, hatte er je dem Bauern den Hafer verdorben?

„In dinem Darm, du Unklook!“ quiekte der Igel vergnügt.

„O du Swinegel!“ brachen die Tiere da los und hatten mit dem einen Wort nicht nur alles gesagt, was mit Recht zu sagen war, sondern auch damit den Nagel auf den Kopf getroffen. Darum ist auch der Igel den Namen in seinem Leben nicht wieder los geworden, und niemand braucht sich darüber zu verwundern, wenn noch heute jedes Bauernkind, das einen Igel zu sehen bekommt, es für ganz selbstverständlich hält, ihn einen „Swinegel“ zu schimpfen.